



Liebe Leser und Freunde des Bernstein-Verlags,

viermal im Jahr bieten wir Ihnen mittels der »Bernstein-Postille« die Möglichkeit, sich über Interessantes und Neues aus unserem Verlag und der gesamten Buchbranche zu informieren. Einzelne Neuigkeiten und Berichte werden in verschiedene *Rubriken* unterteilt: neben Informationen »Aus dem Verlag« sollen auch allgemeinere Buch-Themen angesprochen werden. Der »Terminkalender« fokussiert sich auf die hauseigenen Veranstaltungen wie zum Beispiel Lesungen, wird aber auch interessante Hinweise auf andere Buch-Ereignisse enthalten. In einer Rubrik »Rund um's Buch« wollen wir Ihnen bibliophile Informationen zur Verfügung stellen.

Die »Bernstein-Postille« erreicht die interessierte Leserschaft auf verschiedenen Wegen.

Sie können unseren Newsletter über die Homepage www.bernstein-verlag.de abonnieren, oder Sie besuchen den dortigen Download-Bereich. Hier finden Sie die einzelnen Postillen in einem chronologisch sortierten Archiv (pdf-Dateien).

Da Ihnen N° 03/2007 der »Bernstein-Postille« vorliegt, wenn Sie diese Zeilen lesen, möchten wir Sie einladen, unser Informationsmedium auch künftig kontinuierlich zu nutzen. Gerne nehmen wir Ihre Themenvorschläge bzw. -wünsche für folgende Ausgaben auf. Die Leserschaft kann auch selbst zur Feder greifen und kleine Beiträge für unsere »Bernstein-Postille« schreiben; zu diesem Zweck steht Ihnen die Rubrik »Fremde Feder« zur Verfügung. Kontaktieren Sie uns einfach über die unten angegebenen Kommunikationsdaten.

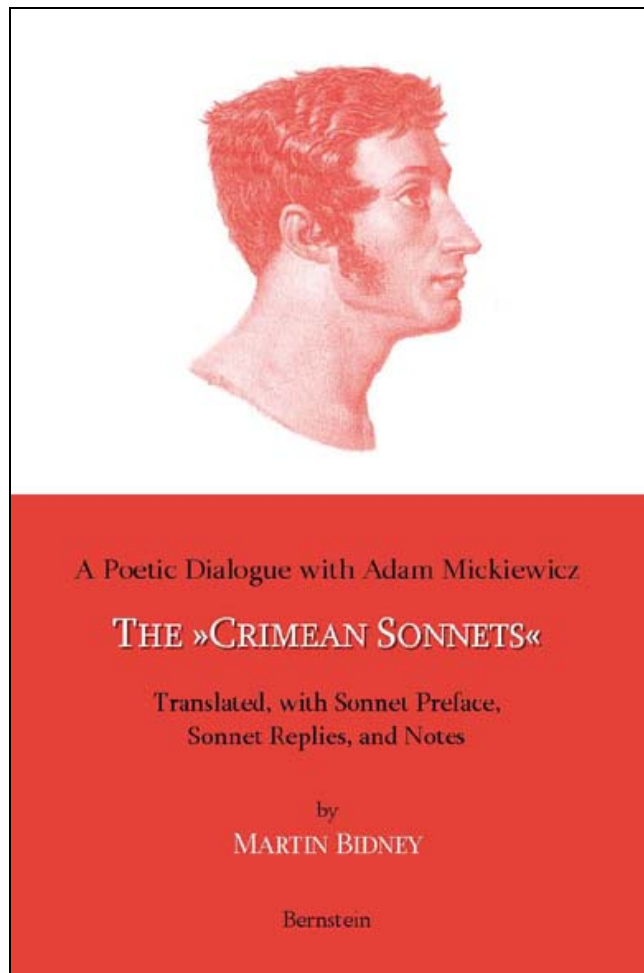
Nun wünschen wir Ihnen kurzweilige Momente im Land der Bücher und eine interessante Lektüre unserer aktuellen »Bernstein-Postille«.

Bonn, August 2007

Bernstein-Verlag, Gebr. Rimmel

[AUS DEM VERLAG]

Für den ersten englischsprachigen Titel des Verlages zeichnet der Amerikaner Martin Bidney verantwortlich. Unter dem Titel »A Poetic Dialogue with Adam Mickiewicz – The 'Crimean Sonnets'« liegt hier nicht nur eine Übersetzung der Verse des polnischen Nationaldichters vor, sondern ein lyrischer Dialog, der sich streng an die vorgegebene Form der literarischen Gattung hält.



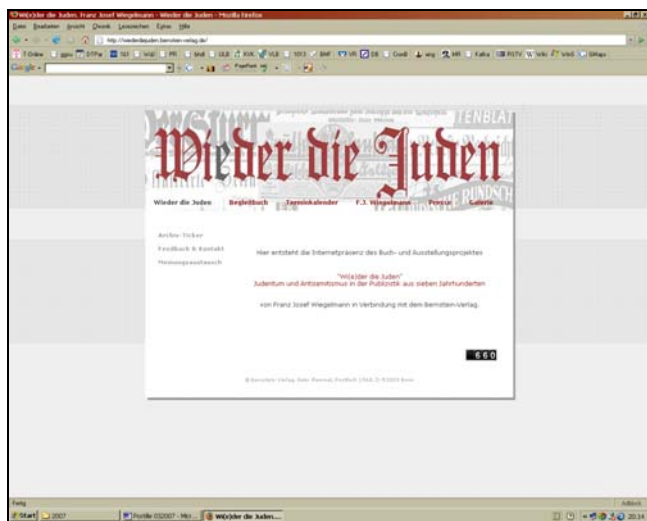
Cover-Abbildung | ©BV

112 Seiten; 2 s/w Abb.; € 12,80; ISBN 978-3-939431-04-6

Die Resonanz auf die Ausstellung und das gleichnamige Begleitbuch »Wieder die Juden. Judentum und Antisemitismus in der Publizistik aus sieben Jahrhunderten« von Franz Josef Wiegelmann ist so positiv, dass der Verlag ein entsprechendes bzw. ergänzendes Internet-Portal eingerichtet hat und ausbaut. Eine eigene Homepage informiert nun ausführlich über sämtliche Termine, wie z.B. Ausstellungen, Lesungen und sonstige Veranstaltungen zu diesem Thema [siehe auch die Rubrik: **TERMINKALENDER**]. Besuchen Sie Herrn Wiegelmann's Projekt unter:

www.wiederdiejuden.bernstein-verlag.de





www.wiederdiejuden.bernstein-verlag.de | ©BV

CALL FOR PAPERS

»BACK TO THE ROLLS!«

Beiträge zum antiken Buch- und Verlagswesen

Mit den im Titel genannten »rolls« sind in diesem Fall – der Untertitel verrät es – die Buchrollen der Antike gemeint. Dass die Vervielfältigung und der Vertrieb (auch gegen Entgelt) von Schriften als Ergebnis geistiger Arbeit nicht erst mit Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks ein attraktives Betätigungsfeld wird bzw. ist, klingt zunächst selbstverständlich. Interessant ist jedoch, wie weit die Ursprünge des Handels mit den Vorläufern unserer heutigen Druckwerke in die Geschichte zurückreichen. Schon früh wurde erkannt, dass auch Geistesproduktivität eine handelbare Ware ist. Um diese handeln zu können, musste das Produkt in eine Form gebracht werden. Das Ergebnis dieser Formwerdung von Geistesarbeit ist u.a. die Schrift. Gefiel der Inhalt und/oder die Form einer Schrift so gut, dass bei anderen bzw. mehreren Lesern Konsumbereitschaft geweckt wurde und Nachfrage aufkam, stellte sich die Frage, wie diese – möglichst vielfach! – zu befriedigen sei. Die Antwort auf die Frage nach einer geeigneten Art der Vervielfältigung gab nicht selten eine Heerschar von »Kopierern«; Arbeiter, die auf Zuruf mittels Diktat unzählige Exemplare einer Schrift produzierten. So waren die Voraussetzungen gegeben, dass Schriften kopiert und vertrieben werden konnten: die Schrift bzw. das Buch wurde – immer öfter auch bezahlte – Ware; es wurde produziert und verlegt.

Der Bernstein-Verlag bietet hiermit – auch aus eigenem Interesse, quasi als Akt einer ‚Archäologie des eigenen Standes‘ – (jungen) Wissenschaftlern aller einschlägigen Fakultäten bzw. Fachbereiche die Gelegenheit, sich in Form einer wissenschaftlichen Abhandlung dem oben genannten Thema zu nähern. Interessierte sind eingeladen, sich mit einem Beitrag zum antiken Buch- und Verlagswesen – gerne auch in englischer, französischer oder italienischer Sprache – von nicht mehr als 25 DIN A4-

Seiten (Abbildungen werden nicht mitgezählt!) zu beteiligen. Eine Auswahl der eingereichten Beiträge wird in einem Sammelband (erst!) veröffentlicht, der in einem Anhang alle eingegangenen Beiträge mit einer Kurzvorstellung verzeichnen soll. Auch zu diesem Zweck ist jeder eingesandten Abhandlung ein Abstract voranzustellen oder beizufügen, das in Kürze die Würze der Arbeit zusammenfasst. Außerdem ist eine öffentliche Tagung zum Thema in Bonn geplant, die für weitere Publizität sorgen und einen Austausch über die Ergebnisse ermöglichen soll. Annahmeschluss für die Beiträge ist der 31. März 2009.

Visualisierte Verlagsgeschichte: am 29. März 2000 haben wir erstmals unsere Website ins weltweite Netz gestellt! Zeit vergeht, aber die Adresse bleibt ...



Homepage-Version vom 29.03.2007 | ©BV

Nostalgische Stunden im Netz können für viele Homepagebetreiber Wirklichkeit werden. Mit Hilfe der Webseite: <http://www.archive.org> können Sie kontrollieren, ob auch Ihre Internetanfänge recherchierbar sind.



Blick in das Auditorium der ersten internationalen Tagung der Deutschen Kafka-Gesellschaft in Marburg. ©BV

Pünktlich zu der Tagung »Kafka lesen« am 21./22. Juli 2007 präsentierte der Verlag den ersten Band des Publikationsorgans der Deutschen Kafka-Gesellschaft e.V.: »Kafka. Schriftenreihe der Deutschen Kafka-Gesellschaft«, herausgegeben von **Nadine A. Chmura**, der interessierten Öffentlichkeit. Der Auftakt-Band der zur Zeit – soweit uns bekannt ist! – einzigen deutschsprachigen Schriftenreihe zum Thema »Kafka« enthält folgende Beiträge: **Felix Christen**: Die erträumte Botschaft. Zu Franz Kafkas Oktavheft C, **Petra Porto**: »Die Qualen aus vielen Nächten.« Zur Darstellung von Sexualität in ausgewählten Texten der Prager deutschen Literatur, **Jan Süselbeck**: Ekel, Natur und Entfremdung. Über Zusammenhänge zwischen David Lynchs Film ‚The Elefant Man‘ (1980), den Gemälden Salvador Dalís und Kafkas Metamorphosenparabeln, **Sybillie Frank**: Stadtwahrnehmung im erzählerischen Werk Franz Kafkas, **Oliver Uschmann**: Der Angeklagte und sein Drehbuch. Zur Strukturanalogie zwischen der Transaktionsanalyse und den »Geschichten« von Franz Kafka und Josef K.



Band I der Schriftenreihe »Kafka« wird anlässlich der Tagung in Marburg präsentiert (PR). ©BV

Der Inhalt des bereits in Arbeit befindlichen zweiten Bandes der Schriftenreihe setzt sich in nicht unerheblichem Maß aus der Veröffentlichung der Vorträge zusammen, die im Rahmen der internationalen Tagung »Kafka lesen« in Marburg (21./22. Juli 2007) gehalten wurden. Programm und Impressionen können auf der Seite www.kafka-gesellschaft.de (dort unter dem Link: Tagung 2007) recherchiert werden.



Die Beiträge für Band II der Schriftenreihe werden sondiert (AR). ©BV

Weitere Titel und unser Postkartenprogramm finden Sie auch im Online-Shop auf der Homepage des Verlages unter www.bernstein-verlag.de

Den Endkunden erreicht die Bernstein-Sendung stets versandkostenfrei !!

▪ **Zusätzlicher Postweg**

DHL-Postsendungen erreichen den Verlag Tag und Nacht über folgende Adresse:

Bernstein-Verlag, Gebr. Remmel
21425920
Packstation 104
D-53115 Bonn

▪ **TERMINKALENDER**

▪ **AUSSTELLUNG: 10. Mai bis 09. September 2007**; »*Ein Literat und Gentleman. Der Verleger Kurt Wolff*«. August-Macke-Haus Bonn, Bornheimer Straße 96, 53119 Bonn, Fon 0228.65551. Di.-Fr. 14.30 bis 18.00 Uhr, Sa./So./Feiertage 11.00 bis 17.00 Uhr.

▪ **AUSSTELLUNG: 12. Juni bis 23. September 2007**; Ausstellungsräume der Synagoge in Celle (Anschrift: Im Kreise 24, D-29227 Celle): »*Wieder die Juden. Judentum und Antisemitismus in der Publizistik aus sieben Jahrhunderten*« von **Franz Josef Wiegelmann**, Siegburg. Bei Fragen und für nähere Informationen mögen sich Interessierte bitte unter der Telefonnummer: 05241-9360010 an die Leiterin des Stadtarchivs, Frau Sabine Maehnert, wenden.

▪ **AUSSTELLUNG: 24. August bis 23. September 2007**; aus Anlass des diesjährigen Bonner Beethoven-Festes schmückt die Universitätsbuchhandlung Bouvier/Thalia

eins ihrer Schaufenster u.a. mit dem Ölgemälde-Porträt Ludwig van Beethovens, das als Kunst-Postkarte auch zu unserem Programm gehört. In dieser Zeit ist die Postkarte nicht nur im Beethoven-Haus (Bonngasse 24-26), sondern ausnahmsweise auch bei Bouvier/Thalia (Bonn, Am Hof 28) käuflich zu erwerben.



Ludwig van Beethoven

Art.-Nr.: BVPK 00103 | ©BV
[0,50 Euro/Karte; Mindestabnahme 10 Stück]

▪ RUND UM'S BUCH

Im dritten Quartal 2007 erscheint der erste Band der bibliophilen Reihe »*Stimmen der Völker in Liedern*«, herausgegeben von **Katharina Mommsen** (Palo Alto, USA), **Michael Engelhard** (Wachtberg-Niederbachem) und **Martin Bidney** (New York) mit den »*Krim-Sonetten*« des polnischen Nationaldichters Adam Mickiewicz. Der erste Band weist die reihenspezifische Dreisprachigkeit auf – in diesem Fall Polnisch, Englisch und Deutsch. Geplant ist unter anderem auch ein Puschkin-Band mit dem schönen Titel »*Wie Teppiche aus Eriwan*«. Gleichsam als Einführung aus berufenem Munde drucken wir in der aktuellen Postille die Puschkin-Rede, die Fjodor Dostojewski am 7. Juni 1880 vor den Mitgliedern der »Gesellschaft der Liebhaber Russischer Literatur zu Moskau« gehalten hat, ab (Q): »*Das Insel Schiff. Eine Zweimonatsschrift für die Freunde des Insel-Verlages*«; Zweiter Jahrgang, S. 184-205. Übertragen von Alexander Eliasberg):

Puschkin ist eine außerordentliche und vielleicht die einzige Manifestation russischen Geistes, sagt Gogol. Ich füge dem noch hinzu: und eine prophetische. Ja, in seinem Erscheinen liegt für uns Russen etwas zweifelloses Prophetisches. [S. 185] Puschkin erschien gerade zu Beginn unserer richtigen Selbsterkenntnis, die in der russischen Gesellschaft erst hundert Jahre nach den Reformen Peters des Großen zu keimen anfang, und sein Erscheinen trug viel zur Erleuchtung unseres dunklen Weges durch ein neues, leitendes Licht bei. In diesem Sinne ist Puschkin eine Verheißung und ein Hinweis. Ich unterscheide in der Tätigkeit unseres großen Dichters drei Perioden. Ich spreche jetzt nicht als Literarkritiker: ich berühre das Werk Puschkins, nur um meinen Gedanken von der prophetischen Bedeutung, die er für uns hat, zu erläutern und darzulegen, was ich darunter verstehe. Ich will jedoch nebenbei bemerken, daß die Perioden der dichterischen Tätigkeit Puschkins, wie mir scheint, keine scharfen Grenzen haben. Der Anfang des »Onjegin« gehört z.B. meines Dafürhaltens noch zur ersten Periode seines dichterischen Schaffens, das Ende aber zu der zweiten Periode, in der Puschkin schon seine Ideale in der heimatlichen Erde gefunden und mit seiner liebenden und seherischen Seele vollkommen aufgenommen und liebgewonnen hatte. Man pflegt auch zu sagen, daß Puschkin in seiner ersten Periode die europäischen Dichter: Parny, André Chénier und andere, besonders Byron, nachgeahmt hätte. Ja, die Dichter Europas hatten zweifelsohne einen mächtigen Einfluß auf die Entwicklung seines Genies, und dieser Einfluß bestand auch während seines ganzen Lebens. Und doch sind selbst die allerersten Gedichte Puschkins keine bloßen Nachahmungen, so daß auch in ihnen die außerordentliche Selbständigkeit seines Genies Ausdruck findet. In Nachahmungen findet sich doch niemals eine solche Selbständigkeit des Leidens und eine solche Tiefe der Selbsterkenntnis, wie sie Puschkin z.B. in den »Zigeunern« zeigte, einem Poem, das ich durchaus zu den Werken der ersten Periode seiner dichterischen Tätigkeit zähle. Ich spreche schon gar nicht von der schöpferischen Kraft und dem Ungestüm, von denen wir [S. 186] niemals so viel vorfänden, wenn der Dichter bloß Nachahmer wäre. Im Typus Aleko's, des Helden der »Zigeuner«, findet sich schon eine tiefe und starke, durchaus russische Idee, die später in so harmonischer Vollständigkeit im »Onjegin« wiederkehrt, wo fast der gleiche Aleko nicht mehr in phantastischer Beleuchtung, sondern in einer greifbar-realen und verständlichen Gestalt auftritt. Im Aleko hatte Puschkin schon den Unglücklichen, der auf heimatlicher Erde heimatlos umherzieht, den historischen russischen Märtyrer, der mit historischer Notwendigkeit in unserer vom Volke losgerissenen Gesellschaft aufkommen mußte, gefunden und genial gezeichnet. Natürlich hatte er ihn nicht bloß bei Byron gefunden. Dieser Typus ist richtig und fehlerlos gezeichnet, es ist ein ständiger Typus, der sich bei uns in Rußland für lange angesiedelt hat. Diese heimatlosen

Russen irren auch heute noch obdachlos umher und werden wohl lange noch nicht verschwinden. Und wenn sie heutzutage auch nicht mehr zu den Zigeunern gehen, um im wilden und eigenartigen Leben ihre Weltideale zu finden und um im Schoße der Natur vom sinnlosen und verworrenen Leben der russischen intellektuellen Gesellschaft auszuruhen, - so verfallen sie in den Sozialismus, den es zu Aleko's Zeiten noch nicht gegeben hat, gehen mit einem neuen Glauben auf einen neuen Acker und bearbeiten ihn mit großem Eifer, gleich Aleko vom Glauben beseelt, daß sie durch ihr phantastisches Tun ihre Ziele und ein Glück erreichen, und zwar nicht nur für sich selbst, sondern für die ganze Welt. Denn der heimatlose Russe braucht gerade ein allweltliches Glück, um zur Ruhe zu kommen: billiger tut er es nicht, natürlich nur solange er sich auf die Theorie beschränkt. Es ist immer der gleiche russische Mensch, nur zu verschiedenen Zeiten. Dieser Mensch ist, ich wiederhole es, gerade zu Beginn des zweiten Jahrhunderts nach den großen Reformen Peters in unserer intelligenten, vom Volke losgerissenen Gesellschaft [S. 187] aufgetaucht. Gewiß, eine erdrückende Mehrheit der russischen Intellektuellen hatte damals, zu Puschkins Zeiten, genau so wie jetzt, friedlich als Beamte an staatlichen Institutionen, Eisenbahnen und Banken gedient, oder einfach auf jede mögliche Weise Geld verdient, oder sich sogar mit Wissenschaften befaßt und Vorlesungen gehalten - und das alles regelmäßig, träge und friedlich, mit Bezug von Gehältern, mit Preferencespiel und ohne leiseste Absicht, in ein Zigeunerlager oder an einen anderen, unserer Zeit mehr entsprechenden Ort zu fliehen. Höchstens führen sie ab und zu liberale Reden »mit einem Stich in den europäischen Sozialismus«, der jedoch schon einen gutmütigen russischen Charakter angenommen hat, - aber auch das ist nur eine Frage der Zeit. Was macht es, daß der eine noch nicht angefangen hat, Unruhe zu empfinden, während der andere schon die verschlossene Türe erreicht und sie ordentlich mit der Stirne angerannt hat? Alle werden ja zu ihrer Zeit dasselbe erleben, wenn sie nicht den heilsamen Weg des demütigen Verkehrs mit dem Volke betreten. Und selbst wenn es nicht alle erleben: es genügt, daß nur die »Auserwählten«, der zehnte Teil der in Unruhe Geratene so weit ist, damit auch die übrige große Mehrheit keine Ruhe mehr hat. Aleko versteht selbstverständlich noch nicht, seine Sehnsucht richtig in Worte zu kleiden: bei ihm ist alles noch irgendwie abstrakt, es ist nur eine Sehnsucht nach der Natur, eine Klage über die gebildete Gesellschaft, Tränen um eine Wahrheit, die irgendwer irgendwo verloren hat und die er unmöglich finden kann. Es ist darin auch etwas von Jean-Jacques Rousseau. Worin diese Wahrheit besteht, wo und worin sie zum Ausdruck kommen könnte und wann sie verloren worden ist, das weiß er natürlich auch selbst nicht zu sagen, aber er leidet aufrichtig. Der phantastische und ungeduldige Mensch erwartet die Rettung zunächst vorwiegend von äußerlichen Erschei-

nungen; so muß es ja auch sein: »Die Wahrheit ist wohl [S. 188] irgendwo auswärts, vielleicht in irgendwelchen andern, z.B. westeuropäischen Ländern mit ihrem festen historischen Gefüge, mit ihrem feststehenden gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben«. Niemals wird er verstehen, daß die Wahrheit vor allen Dingen in ihm selbst ist, und wie sollte er es auch verstehen: er ist ja auf seiner eigenen Erde fremd, er ist seit einem ganzen Jahrhundert der Arbeit entfremdet, er hat keine Kultur, ist wie ein Institutszögling in vier Wänden aufgewachsen, er ist seltsamen mechanischen Obliegenheiten nachgegangen, je nach seiner Zugehörigkeit zu der einen oder andern der vierzehn Beamtenklassen, in die die gebildete russische Gesellschaft eingeteilt ist. Er ist vorerst nur ein losgerissener, in der Luft schwebender Halm. Und das fühlt er selbst und leidet darunter, oft sogar sehr schmerzvoll! Was ist denn dabei, daß er, obwohl er dem erblichen Adel angehört und höchstwahrscheinlich sogar Leibeigene besitzt, sich als freier Adliger die kleine Phantasie erlaubt hat, für die Menschen, die »ohne Gesetz« leben, zu schwärmen und eine Zeitlang mit einer Zigeunerbande einen abgerichteten Bären herzuführen? Natürlich konnte ihm eine Frau, eine »wilde Frau«, wie sich ein Dichter ausdrückte, noch am ehesten die Hoffnung auf einen Ausweg aus seiner Verzweiflung geben, und er stürzt sich, von einem leichtsinnigen, aber leidenschaftlichen Glauben beseelt, zu der Semfira: »Hier ist mein Ausweg, hier ist vielleicht mein Glück, im Schoße der Natur, fern von der Welt, hier bei diesen Menschen, die weder eine Zivilisation, noch Gesetze haben!« Was stellt sich aber heraus? Bei seinem ersten Zusammenstoß mit den Bedingungen dieser wilden Natur hält er es doch nicht aus und beschmutzt seine Hände mit Blut. Der unglückliche Träumer ist nicht nur für die Weltharmonie, sondern selbst für die Zigeuner ungeeignet, und sie jagen ihn fort, ohne Rache, ohne Haß, würdevoll und einfach:

[S. 189]

*Verlasse uns, du stolzer Mann,
Wild sind wir, kennen nicht Gesetze,
Wir richten nicht und töten nicht ...*

Das alles ist natürlich phantastisch, aber der »stolze Mann« ist richtig gezeichnet und real. Als erster hat ihn bei uns Puschkin geschildert, und das soll man sich merken. Es ist wirklich so: wenn ihm nur etwas nicht paßt, so stürzt er sich über einen her und straft ihn für seine Kränkung; oder, was noch bequemer ist, er besinnt sich auf seine Zugehörigkeit zu einer der vierzehn Beamtenklassen und ruft vielleicht (solche Fälle hat es nämlich gegeben!) das strafende und tötende Gesetz an, nur damit seine persönliche Kränkung gerächt werde. Nein, dieses geniale Poem ist keine Nachahmung! Hier ist schon die russische Lösung der Frage, der »verdammten Frage« im Sinne des Volksglaubens und der Volkswahrheit ange-

deutet: »Demütige dich, stolzer Mensch, und zerbrich vor allem deinen Stolz. Demütige dich, müßiger Mensch, und arbeite vor allem auf dem Acker des Volkes« - das ist die der Wahrheit und dem Verstande des Volkes entsprechende Lösung. »Die Wahrheit ist nicht außerhalb deiner, sondern in dir selbst, finde sie in dir, füge dich dir selbst, bemächte dich deiner selbst, und du wirst die Wahrheit sehen. Nicht in den Dingen ist diese Wahrheit, nicht außerhalb deiner, nicht irgendwo jenseits des Meeres, sondern vor allem in deiner eigenen Mühe an dir selbst. Wenn du dich besiegst, wenn du dich bändigst, wirst du so frei sein, wie du es dir niemals geträumt hast, und du wirst ein großes Werk beginnen und die andern frei machen und das Glück sehen, denn dein Leben wird voll werden, und du wirst endlich dein Volk und seine heilige Wahrheit begreifen. Die Weltharmonie ist weder bei den Zigeunern, noch sonst irgendwo, wenn du selbst ihrer unwürdig, böse und stolz bist und das Leben umsonst haben willst, ohne daran zu denken, daß du es bezahlen mußt.« Diese [S. 190] Lösung der Frage ist im Puschkinschen Gedicht schon sehr klar angedeutet. Noch klarer kommt sie im »Jewgenij Onjegin« zum Ausdruck, einem nicht mehr phantastischen, sondern greifbar realen Poem, in dem das echte russische Leben mit einer solchen schöpferischen Kraft und Vollendung verkörpert ist, wie es sie vor Puschkin und vielleicht auch nach ihm noch nicht gegeben hat.

Onjegin kommt aus Petersburg, - selbstverständlich aus Petersburg, das war im Poem unbedingt notwendig, und Puschkin durfte einen so wesentlichen realen Zug in der Biographie seines Helden nicht unterdrücken. Ich wiederhole, es ist derselbe Aleko, besonders später, als er voller Sehnsucht ausruft:

*Ach, warum lieg in Paralyse
Ich nicht wie Tula's Magistrat?*

Aber am Anfang des Poems ist er noch zur Hälfte Geck und Salonheld und hat noch zu wenig gelebt, um am Leben völlig enttäuscht zu sein. Aber ihn besucht und plagt schon der

Geheimer Langweil' edle Dämon.

In der ländlichen Einöde, im Herzen seiner Heimat ist er natürlich nicht bei sich zu Hause. Er weiß nicht, was er da treiben soll, er fühlt sich als Gast bei sich selbst. Später, als er voller Sehnsucht seine eigene Heimat und die fremden Länder durchwandert, fühlt er sich, als zweifellos kluger und zweifellos aufrichtiger Mensch, auch bei den Fremden sich fremd. Auch er liebt zwar die heimatliche Erde, aber er glaubt an sie nicht. Er hat natürlich auch von den heimatlichen Idealen gehört, aber er glaubt an sie nicht. Er glaubt nur an die absolute Unmöglichkeit irgendeiner Arbeit auf dem heimatlichen Acker und sieht auf diejenigen, die an diese Arbeit glauben und deren es

damals ebensowenig gab wie jetzt, mit traurigem Lächeln herab. Den Lenskij hat er ein- [S. 191] fach aus Langerweile getötet: wer weiß, vielleicht aus Sehnsucht nach dem Weltideal, denn das wäre allzu russisch und ist sehr wahrscheinlich. Ganz anders ist Tatjana: sie ist ein gefestigter, sicher auf seinem Boden stehender Typus. Sie ist tiefer als Onjegin und natürlich auch klüger als er. Sie ahnt schon durch ihren edlen Instinkt allein, wo die Wahrheit ist, und das äußert sich auch im Finale des Poems. Puschkin hätte vielleicht auch besser getan, das Poem mit Tatjanas und nicht Onjegins Namen zu nennen, denn sie ist die eigentliche Heldin des Poems. Sie ist ein positiver und kein negativer Typus, der Typus einer positiven Schönheit, die Apotheose der russischen Frau, und sie wurde vom Dichter ausersehen, in der berühmten Szene der letzten Begegnung zwischen Tatjana und Onjegin die Idee des Poems auszusprechen. Man darf sogar sagen, daß ein so positiv schöner weiblicher Typus in unserer ganzen schönen Literatur nicht mehr vorkommt, vielleicht die Gestalt des Lisas im »Adelsnest« Turgenjews ausgenommen. Die Gewohnheit, alles von oben herab anzusehen, bewirkte aber, daß Onjegin Tatjana gar nicht erkannte, als er sie zum erstenmal auf dem Lande, in Gestalt eines reinen, unschuldigen jungen Mädchens sah, das vor ihm sofort solche Scheu empfand. Er konnte nicht in dem armen Mädchen die Vollkommenheit und Vollendung erkennen und hielt sie vielleicht wirklich für einen »moralischen Embryo«. Sie - ein Embryo, und das nach ihrem Brief an Onjegin! Wenn im Poem jemand ein moralischer Embryo ist, so ist es natürlich Onjegin selbst, das ist außer jedem Zweifel. Er konnte sie ja auch gar nicht erkennen: kennt er denn überhaupt die Menschenseele? Er ist ein abstrakter Mensch, ein unruhiger Träumer sein ganzes Leben lang. Er erkannte sie auch später in Petersburg nicht, in der vornehmen Dame, als er, wie er selbst in seinem Briefe an Tatjana sagte, »mit seiner Seele alle ihre Vollkommenheit begriff«. Aber es sind nur Worte: sie ging an ihm in [S. 192] seinem Leben von ihm unerkant und nicht gewürdigt vorüber. Wäre aber damals, bei ihrer ersten Begegnung auf dem Lande, zufällig der englische Childe Harold oder vielleicht sogar Lord Byron selbst anwesend, der Onjegin auf ihre bescheidene, scheue Schönheit aufmerksam machte, - dann wäre Onjegin natürlich erstaunt und entzückt, denn in solchen Weltschmerzträgern steckt zuweilen viel geistiges Lakaientum! Das geschah aber nicht, und der Sucher der Weltharmonie begab sich, nachdem er ihr eine Predigt gehalten und eigentlich doch sehr anständig gehandelt hatte, mit seinem Weltschmerz und mit dem aus dummer Bosheit vergossenen Blute an den Händen auf die Wanderung durch seine Heimat, die er dabei gar nicht sieht, und rief, vor Kraft und Gesundheit strotzend:

*Jung bin ich, voller zähem Leben,
Wozu! Was kann das Dasein geben!*

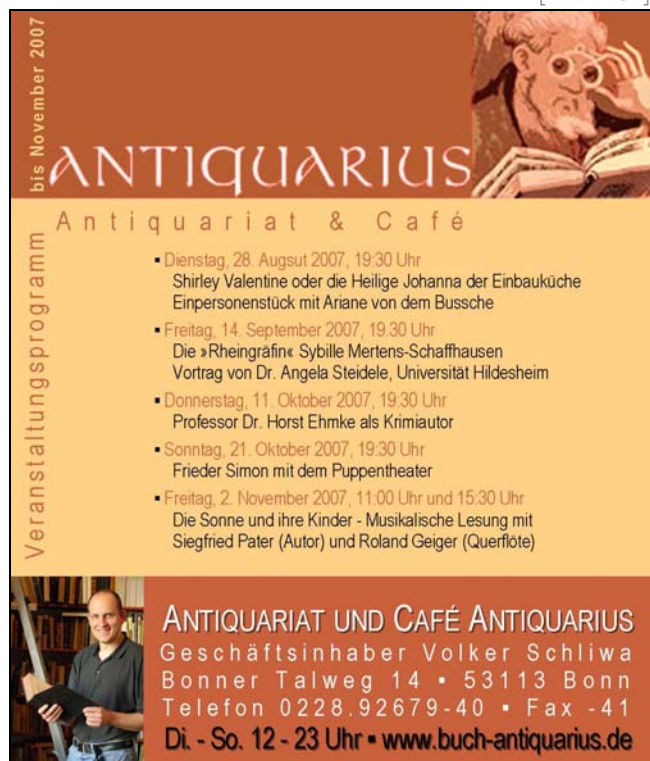
Dies verstand aber Tatjana. Der Dichter hat sie in den unsterblichen Strophen des Romans dargestellt, wie sie das Haus dieses für sie noch wundersamen und rätselhaften Menschen besucht. Ich spreche schon gar nicht von der künstlerischen Vollendung, unerreichbaren Schönheit und Tiefe dieser Strophen. Da ist sie in seinem Kabinett, sie sieht sich seine Bücher und andere Sachen an und bemüht sich, aus ihnen seine Seele zu begreifen, ihr Rätsel zu lösen, und der »moralische Embryo« bleibt plötzlich nachdenklich, mit einem seltsamen Lächeln auf den Lippen, in der Vorahnung der Lösung des Rätsels stehen, und ihre Lippen flüstern leise:

Ist er nicht eine Parodie?

Ja, das mußte sie flüstern, sie hatte es erraten. Bei ihrer neuen Begegnung in Petersburg nach vielen Jahren kennt sie ihn schon vollkommen. Wer hat übrigens gesagt, daß das Leben am Hofe ihre Seele zersetzend beeinflusst habe und daß [S. 193] die Stellung in der höchsten Gesellschaft und die Begriffe dieser Gesellschaft der Grund ihrer Weigerung, Onjegin zu folgen, gewesen seien? Nein, es verhielt sich gar nicht so. Nein, es ist dieselbe Tanja, die frühere, ländliche Tanja! Sie ist durch das glänzende Petersburger Leben nicht verdorben, sondern im Gegenteil – bedrückt, sie ist gebrochen und leidet; sie haßt ihre Stellung einer Salondame, und wer sie anders beurteilt, der versteht gar nicht, was Puschkin sagen wollte. Und sie erklärt Onjegin sehr bestimmt:

*Doch bin ich eines andern Weib,
Dem ich auf ewig treu verbleib.*

[ANZEIGE]



bis November 2007

ANTIQUARIUS
Antiquariat & Café

Veranstaltungsprogramm

- Dienstag, 28. August 2007, 19:30 Uhr
Shirley Valentine oder die Heilige Johanna der Einbauküche
Einpersonenstück mit Ariane von dem Bussche
- Freitag, 14. September 2007, 19:30 Uhr
Die »Rheingräfin« Sybille Mertens-Schaffhausen
Vortrag von Dr. Angela Steidele, Universität Hildesheim
- Donnerstag, 11. Oktober 2007, 19:30 Uhr
Professor Dr. Horst Ehmke als Krimiautor
- Sonntag, 21. Oktober 2007, 19:30 Uhr
Frieder Simon mit dem Puppentheater
- Freitag, 2. November 2007, 11:00 Uhr und 15:30 Uhr
Die Sonne und ihre Kinder - Musikalische Lesung mit
Siegfried Pater (Autor) und Roland Geiger (Querflöte)

ANTIQUARIAT UND CAFÉ ANTIQUARIUS
Geschäftsinhaber Volker Schliwa
Bonner Talweg 14 • 53113 Bonn
Telefon 0228.92679-40 • Fax -41
Di. - So. 12 - 23 Uhr • www.buch-antiquarius.de

Das sagte sie als russische Frau, und darin liegt ihre Apotheose. Sie spricht die Wahrheit des Poems aus. Ich will kein Wort über ihre religiösen Überzeugungen sagen, über ihr Verhältnis zum Sakrament der Ehe, - nein, dies will ich nicht berühren. Aber ich frage: Weigert sie sich deshalb, ihm zu folgen, obwohl sie ihm selbst gesagt hat: »Ich liebe Sie«, weil sie »als russische Frau« (und nicht Südländerin, oder Französin) eines kühnen Schrittes unfähig ist und keine Kraft hat, ihre Fesseln zu zerreißen, keine Kraft, den Zauber der Ehren, des Reichtums, ihrer Stellung in der Gesellschaft, die Bedingungen der Tugend zu opfern? Nein, die russische Frau ist kühn. Die russische Frau folgt tapfer allem, woran sie glaubt, und sie hat es schon bewiesen. Sie ist aber »eines andern Weib, dem sie auf ewig treu verbleibt«. Wem ist sie aber treu? Welchen Pflichten? Diesem alten General vielleicht, den sie nicht lieben kann, weil sie Onjegin liebt, und den sie nur deshalb geheiratet, weil »die Mutter sie unter Tränen angefleht« hatte und in ihrer gekränkten und verwundeten Seele damals nur die Verzweiflung und gar keine Hoffnung, nicht der leiseste Lichtschimmer, gewesen war? Ja, sie ist diesem General, ihrem Gatten, dem ehrlichen Menschen, der sie liebt [S. 194] und achtet und auf sie stolz ist, treu. Mag die Mutter sie »angefleht« haben; die Einwilligung gab aber sie und niemand anders, sie schwur selbst, ihm ein treues Weib zu sein. Und wenn sie ihn nur aus Verzweiflung geheiratet hat, jetzt ist es ihr Gatte, und ihre Untreue würde ihn mit Schmach und Schande bedecken und töten. Darf aber ein Mensch sein Glück auf dem Unglücke eines andern gründen? Das Glück liegt nicht nur in den Wonnen der Liebe, sondern auch in der höchsten Harmonie des Geistes. Womit kann man den Geist beruhigen, wenn man hinter sich eine unreine, grausame, unmenschliche Tat hat? Soll sie nur deswegen fliehen, weil sie ihr eigenes Glück sieht? Aber was kann es für ein Glück sein, wenn es auf fremden Unglück begründet ist? Erlauben Sie mal: Stellen Sie sich vor, daß Sie selbst den Bau des menschlichen Schicksals errichten, mit dem Ziele, die Menschen letzten Endes zu beglücken und ihnen endlich Frieden und Ruhe zu geben. Und stellen Sie sich vor, daß man zu diesem Zweck unbedingt und unvermeidlich auch nur ein einziges menschliches Wesen totquälen müsse, und ich sage noch mehr: ein gar nicht wertvolles, für manchen Geschmack sogar lächerliches Wesen, keinen Shakespeare, sondern einfach einen alten ehrlichen Gatten einer jungen Frau, an deren Liebe er blind glaubt, obwohl er ihr Herz gar nicht kennt, die er achtet, auf die er stolz ist, die sein Glück und seine Ruhe ist. Es gilt also, diesen einzigen Menschen zu entehren, totzuquälen und auf den Tränen dieses entehrten Greises das Gebäude zu errichten! Wollen Sie unter diesen Bedingungen den Bau aufführen? Das ist die Frage. Und können Sie auch nur einen Augenblick lang annehmen, daß die Menschen, für die Sie das Gebäude errichtet haben, einwilligen werden, von Ihnen dieses Glück zu empfangen, wenn im Funda-

mente dieses Baues das Leid eines wenn auch unbedeutenden, aber erbarmungslos und ungerechterweise totgequälten Wesens liegt, und nach Empfang [S. 195] dieses Glückes ewig glücklich zu leben? Sagen Sie, konnte denn Tatjana mit ihrer erhabenen Seele, mit ihrem Herzen, das so viel gelitten hat, anders beschließen? Nein, die reine russische Seele entscheidet die Frage so: »Mag ich allein das Glück verlieren, mag mein Unglück unermesslich größer sein als das Unglück dieses Greises, mag schließlich kein Mensch, und selbst dieser Greis nicht, von meinem Opfer erfahren und es nach Gebühr würdigen, - aber ich will nicht glücklich sein, nachdem ich einen andern zugrunde gerichtet habe!« Hier ist eine Tragödie, sie spielt sich auch ab, die Grenze läßt sich nicht mehr überschreiten, es ist zu spät, und so weist Tatjana Onjegin zurück. Man wird einwenden: Auch Onjegin ist unglücklich, die hat den einen gerettet und den andern zugrunde gerichtet. Gestatten Sie, das ist eine andere Frage, vielleicht sogar die wichtigste im ganzen Poem. Die Frage, warum Tatjana nicht mit Onjegin gegangen ist, hat übrigens bei uns, wenigstens in unserer Literatur eine sehr charakteristische Vorgeschichte, und darum erlaubte ich mir, mich über sie so zu verbreiten. Am charakteristischsten ist, daß die moralische Lösung dieser Frage bei uns lange Zeit Zweifeln unterlag. Ich denke mir aber, selbst wenn Tatjana ihre Freiheit hätte, wenn ihr Mann gestorben und sie Witwe geworden wäre, selbst dann würde sie Onjegin nicht folgen. Man muß doch das ganze Wesen dieses Charakters verstehen. Sie sieht ja, was er ist; der ewig Heimatlose hat eine Frau, die er früher verschmähte, in einer neuen, glänzenden, ihm unerreichbaren Umgebung erblickt: diese Umgebung ist vielleicht das Wichtigste an der Sache. Das kleine Mädchen, das er einst beinahe verachtet, wird jetzt von der »Gesellschaft« verehrt, von den Kreisen, die für Onjegin, trotz seines auf die ganze Welt gerichteten Strebens eine schreckliche Autorität bedeuten, - darum stürzt er ja wie geblendet zu ihr hin! Das ist mein Ideal, ruft er aus, das ist meine Rettung, das ist das Ziel meiner Sehnsucht, ich [S. 196] habe es übersehen, aber »das Glück war schon so nahe, so möglich!« Und wie früher Aleko über Semfira, so fällt er über Tatjana her, in seiner launischen Phantasie alle Lösungen suchend. Sieht denn Tatjana es nicht, hat sie ihn nicht schon längst durchschaut? Sie weiß ja bestimmt, daß er im Grunde genommen nur seine eigene neue Phantasie liebt und nicht sie, die nach wie vor bescheidene Tatjana! Sie weiß, daß er sie für etwas anderes hält, als was sie in Wirklichkeit ist, daß er vielleicht gar nicht sie liebt, daß er vielleicht überhaupt niemand liebt und keiner Liebe fähig ist, und wenn er noch so sehr leidet! Er liebt die Phantasie, aber auch er selbst ist eine Phantasie. Wenn sie ihm folgt, wird er ja schon morgen enttäuscht sein und seine eigene Leidenschaft mit Hohn ansehen. Er hat keinerlei Boden, er ist ein vom Winde herumgetriebener Halm. Sie aber ist gar nicht so: in ihrer Verzweiflung, in ihrer quälenden Erkenntnis, daß ihr

Leben zugrunde gerichtet ist, hat sie immerhin etwas Festes und Unerschütterliches, worauf sich ihre Seele stützt. Es sind ihre Erinnerungen an die Kindheit, an die Heimat, an die ländliche Einöde, in der ihr bescheidenes reines Leben begonnen hatte, an »das Kreuz und den Schatten der Zweige« über dem Grabe ihrer alten Kinderfrau. Ja, diese Erinnerungen und Bilder der Vergangenheit sind ihr jetzt wertvoller als alles; diese Bilder sind das einzige, was ihr noch geblieben ist, aber sie retten sie vor endgültiger Verzweiflung. Und das ist gar nicht wenig, es ist sehr viel, denn es ist eine Grundlage, etwas Unerschütterliches und Unzerstörbares. Hier ist eine Berührung mit der Heimat, mit dem Volke und dessen Heiligtümern. Was hat aber er und was ist er? Sie wird ihm doch nicht bloß aus Mitleid folgen, nur um ihm Freude zu machen, um ihm aus unendlichem liebevollen Mitleid das Gespenst eines Glückes zu schenken, ganz sicher wissend, daß er schon morgen dieses Glück verspotten wird. Nein, es gibt tiefe und starke Seelen, die ihr Heiligtum, selbst aus unend-[S. 197] lichem Mitleid, niemals bewußt dem Spotte aussetzen können. Nein, Tatjana konnte nicht Onjegin folgen. Puschkin trat also im »Onjegin«, in diesem unsterblichen und unerreichbaren Poem, als der große Volksdichter auf, wie es einen solchen vor ihm noch nicht gegeben hat. Er hatte auf einen Schlag, auf die treffendste und scharfblickendste Weise die Tiefe unseres Wesens, unserer über dem Volke stehenden Gesellschaft erfaßt. Puschkin, der den Typus des heimatlosen Russen vor unseren Tagen und in unseren Tagen festgestellt, dessen historische Schicksale und gewaltige Bedeutung für unsere künftigen Schicksale durch seinen genialen Spürsinn erraten und neben den Typus der positiven und zweifellosen Schönheit in Gestalt einer russischen Frau hingestellt hat, dieser selbe Puschkin zeigte uns, natürlich wiederum als erster unter den russischen Schriftstellern, in den anderen Werken der gleichen Periode eine ganze Reihe schöner russischer Typen, die er im russischen Volke gefunden hat. Die höchste Schönheit dieser Typen ist ihre Wahrheit, eine zweifellose und greifbare Wahrheit, so daß man sie nicht mehr leugnen kann: sie stehen wie aus Stein gemeißelt da. Ich erinnere noch einmal daran, daß ich nicht als Literaturkritiker spreche, und darum werde ich auch meinen Gedanken nicht durch eine eingehende literarische Wertung dieser genialen Werke unseres Dichters erläutern. Über den Typus des russischen Mönches und Chronisten könnte man z. B. ein ganzes Buch schreiben, um auf die ganze große Bedeutung dieser erhabenen russischen Gestalt hinzuweisen, die Puschkin auf der russischen Erde gefunden, die er geschildert, aus Stein gemeißelt und vor uns für alle Ewigkeit in ihrer zweifellosen, demütigen und erhabenen Schönheit hingestellt hat als ein Zeugnis des mächtigen Geistes des Volkslebens, welcher Gestalten von so unerschütterlicher Wahrheit hervorzubringen vermag. Dieser Typus ist gegeben, er steht fest, man kann ihn nicht mehr anzwei-

feln, man kann [S. 198] nicht sagen, daß er nur eine Erfindung und Idealisierung des Dichters sei. Sie sehen ihn selbst und Sie geben zu, ja, er ist, folglich existiert auch der Geist des Volkes, der ihn geschaffen, folglich gibt es auch die lebendige Kraft dieses Geistes, und sie ist groß und unermesslich. Überall hört man bei Puschkin seinen Glauben an den russischen Charakter und an dessen geistige Kraft heraus; und wo dieser Glaube ist, da ist auch eine Hoffnung, die große Hoffnung auf den russischen Menschen.

*Auf Ruhm und auf das Gute hoffend,
Blick vorwärts ohne Bangen ich,*

sagte der Dichter bei einem andern Anlaß, aber diese Worte kann man auf seine ganze nationale schöpferische Tätigkeit beziehen. Kein russischer Schriftsteller, weder vor ihm, noch nach ihm hatte sich so herzlich und verwandtschaftlich mit seinem Volke vereinigt wie Puschkin. Gewiß, unter unseren Schriftstellern gibt es viele Kenner unseres Volkes, die talentvoll, treffend und auch mit Liebe über unser Volk schreiben; wenn man sie aber mit Puschkin vergleicht, so sind sie alle, bisher nur mit einer, höchstens nur mit zwei Ausnahmen unter seinen späteren Nachahmern, nur »Herren«, die über das Volk schreiben. Bei den begabtesten unter ihnen, selbst bei diesen beiden Ausnahmen, von denen ich eben sprach, kommt hie und da etwas Hochmütiges zum Durchbruch, etwas aus einem andern Milieu, aus einer anderen Welt, ein Bestreben, das Volk zu sich emporzuheben und es durch dieses Emporheben zu beglücken. Bei Puschkin finden wir aber eine echte Verwandtschaft mit dem Volke, die zuweilen an Rührung grenzt. Man lese nur die Geschichte vom Bären, dessen Bärin der Bauer getötet hat, oder besinne sich auf die Verse:

Schwager Iwan, wenn wir trinken ...

und man wird verstehen, was ich sagen will. [S. 199] Alle diese Schätze der Kunst und des künstlerischen Erschauens sind von unserm großen Dichter gleichsam als Fingerzeige für die nach ihm kommenden Dichter, für die künftigen Arbeiter auf dem gleichen Acker hingestellt. Man darf mit Bestimmtheit sagen: Hätte es keinen Puschkin gegeben, so gäbe es auch die späteren Dichter nicht. Jedenfalls wären sie, trotz ihrer großen Begabung, nicht mit solcher Kraft und Klarheit hervorgetreten, die sie später, schon in unseren Tagen zu zeigen vermochten. Aber es handelt sich nicht nur um die Poesie, nicht nur um das künstlerische Schaffen: hätte es Puschkin nicht gegeben, so wäre vielleicht niemals mit so unerschütterlicher Kraft (wie später, wenn auch nicht bei allen, sondern nur bei sehr wenigen) unser Glaube an unsere russische Selbständigkeit zum Ausdruck gekommen, unsere jetzt schon bewußte Hoffnung auf die Kräfte unseres Volkes und dann auch der Glaube an unsere kommende

selbständige Bestimmung in der europäischen Völkerfamilie. Diese Bedeutung Puschkins kommt besonders klar zum Bewußtsein, wenn man sich in das vertieft, was ich die dritte Periode seiner künstlerischen Tätigkeit nenne. Und ich sage wieder: Zwischen diesen Perioden lassen sich keine scharfen Grenzen ziehen. Einige von den Werken selbst dieser dritten Periode könnten auch ganz zu Beginn des dichterischen Schaffens unseres Dichters entstanden sein, denn Puschkin war stets ein ganzer und vollkommen ausgebildeter Organismus, der alle seine Keime in sich trug und sie nicht von außen empfing. Die Außenwelt weckte in ihm nur das, was schon in der Tiefe seiner Seele enthalten war. Dieser Organismus entwickelte sich aber, und die Perioden dieser Entwicklung lassen sich wirklich verfolgen, ebenso wie man in jeder von ihnen ihren besonderen Charakter und den allmählichen Übergang aus der einen Periode zu der nächsten feststellen kann. So kann man zu der dritten Periode jene [S. 200] Gruppe seiner Werke zählen, in der vorwiegend allweltliche Ideen auftauchen, in denen sich die poetischen Gestalten anderer Völker spiegeln und die Genien dieser Völker ihre Verkörperung finden. Einige dieser Werke erschienen erst nach dem Tode Puschkins. Und gerade in dieser Periode seiner Tätigkeit stellt unser Dichter sogar etwas Wunderbares, vor ihm Niedagewesenes und Unerhörtes dar. In den europäischen Literaturen hat es wohl kolossale künstlerische Genies gegeben: Shakespeare, Cervantes, Schiller. Aber man zeige mir unter diesen großen Genies nur ein einziges, das über eine solche allweltliche Resonanzfähigkeit verfügte wie Puschkin. Diese Fähigkeit, die wichtigste Fähigkeit unseres Volkstums teilt er eben mit unserem Volke, und gerade darin ist er in erster Linie Volksdichter. Die allergrößten europäischen Dichter vermochten niemals in sich das Genie eines fremden, vielleicht nachbarlichen Volkes, seinen Geist, die ganze heimliche Tiefe dieses Geistes und die ganze Sehnsucht seiner Sendung mit solcher Kraft zu verkörpern, wie es Puschkin vermochte. Im Gegenteil, wenn sich die europäischen Dichter an fremde Völker wandten, so kleideten sie sie meistens in ihr eigenes Volkstum und deuteten alles nach eigenem Sinn. Selbst bei Shakespeare ist es so: seine Italiener z. B. sind immer die gleichen Engländer. Puschkin hat als einziger unter allen Dichtern der Welt die Fähigkeit, in einem andern Volkstum aufzugehen. Da sind seine »Szenen aus dem Faust«, da ist »Der geizige Ritter« und die Ballade »Lebte einst ein armer Ritter«. Man lese seinen »Don Juan«; stünde nicht Puschkins Name darunter, würde man niemals vermuten, daß es nicht von einem Spanier geschrieben ist. Was für tiefe, phantastische Gestalten finden sich im Poem »Das Gastmahl während der Pest«! Aber in diesen phantastischen Gestalten sieht man den Genius Englands; dieses herrliche Lied des Helden des Poems von der Pest, dieses schöne Lied Marys mit den Versen:

[S. 201]

*Unsrer Kinder Stimmen hallten
Durch der Schule Zimmerflucht –*

ist ein englisches Lied, es ist die Sehnsucht des britischen Genius, sein Weinen, seine qualvolle Vorahnung seiner Zukunft. Man lese die seltsamen Verse:

Auf einer Wanderung ein wildes Tal durchstreifend ...

Es ist eine fast wörtliche Wiedergabe der ersten drei Seiten des seltsamen mystischen Prosawerkes eines alt-englischen religiösen Sektierers (FN 1: Bunyan), - ist es aber nur eine Nacherzählung? In der traurigen und verzückten Musik dieser Verse fühlt man die tiefste Seele des nordischen Protestantismus, die Seele des englischen Ketzers, des uferlosen Mystikers mit seinem stumpfen, dunklen und unbezwingbaren Streben und mit der ganzen Schrankenlosigkeit seiner mystischen Träume. Wenn man diese seltsamen Verse liest, glaubt man den Geist der Jahrhunderte der Reformation zu spüren, man begreift das kriegerische Feuer des entstehenden Protestantismus, man begreift sogar die Geschichte selbst, und zwar nicht nur mit dem Verstand, sondern so, also ob man selbst dort gewesen wäre, das bewaffnete Heer der Sektierer gesehen, mit ihnen ihre Hymnen gesungen, in ihrer mystischen Verzückung geweint und an dasselbe geglaubt hätte, was sie glaubten. Da sind übrigens neben diesem religiösen Mystizismus die gleichfalls religiösen Strophen aus dem Koran oder aus »Frei nach dem Koran«: ist es nicht der Islam, ist es nicht der eigentliche Geist des Korans und sein Schwert, die einfältige Größe des Glaubens und seine drohende blutige Gewalt? Und das ist auch die Antike, da sind die »Ägyptischen Nächte«, die irdischen Götter, die über ihrem Volke thronen, den Genius des Volkes und sein Streben schon verachten, an das Volk nicht mehr glauben, in ihrer Lostrennung wahnsinnig geworden sind und sich in ihrer [S. 202] letzten Langenweile an phantastischen Grausamkeiten, an der Wollust von Insekten, der Wollust der Spinne, die ihr Männchen verzehrt, ergötzen. Ich erkläre auf das bestimmteste, daß es einen Dichter mit einer solchen allweltlichen Resonanzfähigkeit wie Puschkin noch nicht gegeben hat, und es handelt sich sogar nicht um die Umwandlung seines Geistes in den Geist anderer Völker, eine fast vollkommene Umwandlung, die ganz wunderbar ist, weil diese Erscheinung sich bei keinem andern Dichter der ganzen Welt wiederholt. Das finden wir nur bei Puschkin, und in diesem Sinne ist er, ich wiederhole es, eine noch nie dagewesene und unerhörte, darum auch, wie ich es nenne, prophetische Erscheinung, denn ... denn darin äußerte sich am stärksten seine national russische Kraft, die Volkstümlichkeit seiner Poesie, das Volkstum unserer Zukunft, die in unserer Gegenwart schon enthalten ist, und äußerte sich prophetisch. Denn was ist die Kraft des russischen Volksgeistes in seinen

letzten Zielen anderes als das Streben nach Allweltlichkeit und Allmenschlichkeit? Als Puschkin ein durchaus volkstümlicher Dichter wurde, erfaßte er, sobald er nur mit der Kraft des Volkes in Berührung kam, die große kommende Bedeutung dieser Kraft. Hier ist er ein Seher und ein Prophet.

Was ist uns wirklich die Reform Peters des Großen, sogar nicht nur in der Zukunft, sondern auch darin, was schon war, was schon greifbar gewesen ist? Was bedeutete uns diese Reform? Sie war für uns doch nicht bloß die Aneignung europäischer Kleider, Sitten und Erfindungen und der europäischen Wissenschaft. Vertiefen wir uns in das Wesen der Sache. Gewiß, es ist sehr möglich, daß Peter diese Reform zuerst nur in diesem Sinne in Angriff nahm, d. h. in einem ausgesprochen utilitaren Sinne; aber später, bei der weiteren Entwick- [S. 203] lung seiner Idee folgte er zweifellos einem gewissen heimlichen Instinkt, der ihn in seinem Werke zu künftigen Zielen trieb, zu viel gewaltigeren Zielen, als es der nächstliegende Utilitarismus ist. Ebenso hatte auch das russische Volk die Reform nicht aus bloßem Utilitarismus angenommen, sondern weil es durch seinen Instinkt zweifellos fast sofort ein gewisses anderes Ziel ahnte, das unvergleichlich höher war als dieser Utilitarismus, - es ahnte dieses Ziel, ich wiederhole es, unbewußt, aber dennoch unmittelbar und lebendig. Wir fingen ja damals sofort an, nach der lebendigsten Einigung, nach der allmenschlichen Vereinigung zu streben! Wir nahmen in unsere Seele nicht feindselig (wie es anscheinend hätte sein müssen), sondern freundschaftlich, mit vollkommener Liebe die Genien der anderen Nationen auf, aller zugleich, ohne dem einen oder andern Volke den Vorzug zu geben, durch unseren Instinkt schon fast beim ersten Schritt die Widersprüche unterscheidend und anpassend, und zeigten schon darin unsere auch uns selbst erst eben zum Bewußtsein gekommene Bereitschaft und Neigung zu einer allmenschlichen Vereinigung mit allen Völkern des großen arischen Stammes. Ja, die Bestimmung des russischen Menschen ist zweifellos alleuropäisch und allweltlich. Ein wirklicher Russe, ganz Russe sein, heißt vielleicht nur (letzten Endes, ich bitte das zu unterstreichen) ein Bruder aller Menschen sein, ein Allmensch, wenn man so will. Unser ganzes Slawophilentum und Westlertum ist nur ein großes, wenn auch historisch notwendiges Mißverständnis. Dem echten Russen ist Europa und das Los seiner heimatlichen Erde, denn unser Los ist die Allweltlichkeit, und zwar keine mit dem Schwerte erkämpfte, sondern eine durch die Kraft der Brüderlichkeit und des brüderlichen Strebens nach einer Vereinigung der Menschen erworbene. [S. 204] Wenn man in unsere Geschichte nach der Reform Peters eindringen will, so findet man schon Spuren und Andeutungen dieser Idee, dieses meines Gedankens, wenn man will im Charakter unserer Beziehungen zu den Völkern Europas, sogar in unserer Staatspolitik. Denn was tat Rußland diese zwei Jahrhunderte lang in seiner äußeren

Politik anderes, als daß es Europa diene, vielleicht sogar in viel höherem Maße als sich selbst? Ich glaube nicht, daß dies nur auf der Unfähigkeit unserer Politiker beruhe. Die Völker Europas wissen gar nicht, wie teuer sie uns sind! In der Zukunft, ich glaube daran, werden wir, d. h. natürlich nicht wir, sondern die zukünftigen russischen Menschen alle ohne Ausnahme begreifen, daß echter Russe sein, nichts anderes bedeutet als: danach streben, die europäischen Widersprüche endgültig zu versöhnen, der europäischen Sehnsucht den Ausweg in der russischen allmenschlichen und allvereinenden Seele zu zeigen, in sie mit brüderlicher Liebe alle unsere Brüder aufzunehmen und schließlich und endlich vielleicht auch das endgültige Wort der großen allgemeinen Harmonie auszusprechen, der brüderlichen endgültigen Einigung aller Völker nach dem Gesetze Christi und des Evangeliums! Ich weiß, ich weiß allzu gut, daß meine Worte ekstatisch, übertrieben und phantastisch erscheinen können. Sollen sie es nur, ich bereue nicht, daß ich sie ausgesprochen habe. Das mußte ausgesprochen werden, besonders aber jetzt, bei der Ehrung unseres großen Genies, das gerade diese Idee mit seiner künstlerischen Kraft verkörpert hatte. Dieser Gedanke ist ja schon mehr als einmal ausgesprochen worden, und ich sage durchaus nichts Neues. Vor allen Dingen wird es als Selbstüberhebung erscheinen: »Wir und unser armes, rohes Land sollen eine solche Bestimmung haben? Uns ist es vorbehalten, der Menschheit ein neues Wort zu verkünden?« Nun, spreche ich denn von wirtschaftlichem Ruhm, vom Ruhm des Schwertes oder der Wissenschaft? Ich spreche [S. 205] ja nur von der Verbrüderung der Völker und davon, daß das russische Herz zu so einer allmenschlich-brüderlichen Vereinigung vielleicht mehr als die Herzen aller anderen Völker vorbestimmt ist, und ich sehe Hinweise darauf in unserer Geschichte, in unseren begabten Menschen, im künstlerischen Genie Puschkins. Mag unser Land arm sein, aber dieses arme Land »hat in Knechtgestalt durchschritten Christus selbst mit seinem Segen«. (FN 2: Aus einem Gedicht Fjodor Iwanowitsch Tjutschews) Warum sollen wir auch nicht Sein letztes Wort fassen? Und kam Er denn selbst nicht in einer Krippe zur Welt? Ich wiederhole: Wir können wenigstens auf Puschkin hinweisen, auf die Allweltlichkeit, die Allmenschlichkeit seines Genies. Er verstand es doch, fremde Genien wie eigene in seine Seele aufzunehmen. In der Kunst, im künstlerischen Schaffen hat er jedenfalls dieses Streben des russischen Geistes nach Allweltlichkeit unzweifelhaft geäußert, und darin liegt schon ein großer Hinweis. Wenn unser Gedanke nur eine Phantasie ist, so kann sich diese Phantasie wenigstens auf Puschkin stützen. Hätte er länger gelebt, so hätte er vielleicht unsterbliche, große Gestalten der russischen Seele gezeigt, die unsern europäischen Brüdern schon verständlich wären. Hätte uns den Europäern vielleicht viel näher gebracht, als wir es jetzt sind, hätte ihnen die ganze Wahrheit unseres Strebens gezeigt, und sie würden

uns dann besser verstehen als jetzt, würden uns erraten und aufhören, uns so argwöhnisch und hochmütig anzusehen, wie sie uns jetzt ansehen. Hätte Puschkin länger gelebt, so wären vielleicht auch unter uns weniger Mißverständnisse und Streitigkeit als jetzt. Gott hat es aber anders gewollt. Puschkin ist in voller Blüte seiner Kraft gestorben und hat zweifellos ein Geheimnis ins Grab mitgenommen. Und nun rätseln wir ohne ihn dieses Geheimnis.

Haben Sie Wünsche, Anregungen oder Hinweise für die *nächste* Postille, so kontaktieren Sie uns einfach über die genannten Kommunikationswege. Werben Sie auch in Ihrem Freundes- und Bekanntenkreis für den kostenlosen Bezug unserer »Bernstein-Postille«.



PR / AR

[Kontakt]

Fragen und Anregungen zu dieser Ausgabe richten Sie bitte an Herrn Paul Remmel: premmel@bernstein-verlag.de

[Impressum]

Redaktion: Paul Remmel (verantwortlich), Andreas Remmel *
Bernstein-Verlag, Gebr. Remmel * PF 1968 * D-53009 Bonn *
Endenicher Straße 97 * D-53115 Bonn

Fon +49. (0)228.96587-18 oder -19 * Fax +49. (0)228.96587 -20
<http://www.bernstein-verlag.de>

[Wichtiger Hinweis]

Die »Bernstein-Postille« ist urheberrechtlich geschützt. Sie ist ein kostenloser Informationsservice des Bernstein-Verlags, Gebr. Remmel, dessen Inhalte mit Sorgfalt ausgewählt und redaktionell bearbeitet werden. Es ist daher nicht gestattet – ohne Absprache – Inhalte aus der »Bernstein-Postille« zu übernehmen, auch nicht auszugsweise. Sie können die *komplette* »Postille« aber gern an andere Interessenten weiterleiten. Wenn Sie sich für einzelne Beiträge aus der »Bernstein-Postille« interessieren, nehmen Sie bitte Kontakt zu uns auf bzw. zu der Organisation, auf die der jeweilige Artikel verlinkt ist. Links auf fremde Webseiten prüfen wir vor der Veröffentlichung, können aber keine Haftung für die Inhalte auf diesen Internetseiten übernehmen.